Innenleben

Eines Tages wache ich auf. Sonne fällt durch die hohen Fenster in mein Zimmer. Ich setze mich im Bett auf und halte meinen Kopf. Da durchzuckt es mich wie ein abrupter Schmerz – die Erkenntnis, dass etwas im Begriff ist, uns alle auf den Kopf zu stellen und das durchzurütteln, was uns gegenwärtig ist. Nein, nicht das, was wir sehen können. Die Himmelsrichtungen stimmen nach wie vor: Der Norden ist immer noch der Norden, der Süden weit von unserer Realität entfernt, wir stehen im Westen, der Osten ist etwas Abstraktes. Norden, Süden, Osten, Westen. Manche stehen weit oben, andere weit unten. Auch das bezweifelt niemand.

Ich verlasse mein Bett, das genauso riecht wie zuvor, tappe in die Küche und koche mir einen Kaffee. Meine Schritte setze ich wie an jedem anderen Tag. Es ist die Struktur meines Innenlebens. Eine Struktur, die keine sorgfältig abgehakten Listen verträgt, sondern sich von einem kleinen Reiz zum nächsten hangelt: Der bittere Geschmack von Kaffee, ein paar Sonnenstrahlen beim morgendlichen Lauf, ein Blick aus dem Fenster in die Hinterhöfe, all das begleitet vom Tanz auf der Tastatur. Es sind die Schnappschüsse, an denen sich mein Geist jeden Tag vorwärts hangelt und seine Fäden spinnt, erst langsam, dann immer dichter. Schließlich sind meine Gedanken wie ein Spinnennetz – bereit, Eindringliche zu vergiften, in einen Kokon zu hüllen und aus meiner Welt zu verstoßen, bereit, mich aufzufangen, wenn ich mich vergesse. Es ist ein unerschütterliches Innenleben, an keinen Ort gebunden, schon gar nicht an andere Menschen, nur an die bedingungslose Abwesenheit von Regeln. Bin ich auf Reisen, ist das Innenleben nicht zu erschüttern: Nur trinke ich meinen Kaffee aus fremden Porzellantassen mit abgeschlagenen Kanten oder aus Pappbechern, an denen ich mir die Finger verbrenne, der Blick aus dem Fenster geht hinaus in eine andere Stadt. Vielleicht wird der Tanz der Tastatur begleitet von einem Echo der Schienen. Es ist ein Innenleben, mit dem ich manchmal hadere, die meisten Tage jedoch zufrieden bin. Ein Innenleben, nach dem mich niemand fragt. 'Das Innenleben meine Sache', denke ich, 'wen sollte das auch kümmern?'

Der erste Tag, an dem mich eine vage Ahnung befällt, vergeht fast wie jeder andere. Als ich durch die Nachbarschaft laufe, hat sich nichts vor meinen Augen verändert: Es sind Szenen einer Vorstadt, so trivial wie Ausmalbilder. Ohne Farben wirken sie eigenartig hohl, deswegen sehnen sich die meisten Menschen hier nach der warmen Jahreszeit. Kleinfamilien ziehen über die Straße zum Einkauf, alle paar Minuten rattert die Straßenbahn am Haus vorbei. Viele junge Menschen sind nicht zuhause und sollen erst abends wieder in die Nester der Schlafstadt zurückkehren. Im Garten streift eine getigerte Katze umher. Manchmal hält ein Lieferwagen in der Nachbarschaft. Auch als ich an meinem Tisch sitze, ab und zu aus dem Fenster blicke und mein Netz mit Worten weiterspinne, scheint alles wie gehabt. Doch der kleine summende Bildschirm neben mir verrät etwas anders. Die Nachrichten, die ich erhalte, bringen das Muster der alltäglichen Eindrücke durcheinander. Eine unsichtbare Gefahr ist zunächst abstrakt. Corona, zuerst der Name einer mexikanischen Biermarke, nun der Name einer globalen Katastrophe. Zahlen auf einem Monitor, Studien vorgestellt von Wissenschaftlern. Fotos aus einer chinesischen Metropole. Doch ich ahne schon, dass eine Seuche niemals allein um sich greift. Die Angst ist ihr ständiger Begleiter und Gehilfe. Als du am Abend nachhause kommst, planen wir zum ersten Mal vor gedeckten Tellern den Krisenschutz.

Von da an begrüßen wir uns nicht mehr, wenn du wiederkommst, wir tauschen die Neuigkeiten aus, die keine mehr sind. Zuvor war es normal, tagsüber die Nachrichten auszublenden, nun ist es undenkbar. Wir kaufen ein, hamstern aber nicht. Und obwohl ich Listen hasse, erstelle ich eine in meinem Kopf. Die Nicht-mehr-Liste: Nicht mehr Lesungen halten, nicht zur Buchmesse fahren,

© Bella Bender 2020

nicht mehr in einen Zug steigen, nicht mehr zur Uni gehen, nicht mehr im Buchladen stöbern, nicht mehr schwimmen gehen, nicht mehr in der Altstadt einen Wein trinken. Es dauerte nur zehn Tage, bis ich aufhöre, sie zu führen.

Seitdem ist vieles anders geworden. Wir haben damit aufgehört, die Tage zu zählen, den Momenten Maßeinheiten überzustülpen. Stattdessen haben wir eine neue Zeitrechnung. Vor der Quarantäne. Über das, was danach kommen wird, ist man sich unsicher. Brechen neue Zeiten an? Wird die Außenwelt nach der Krise neu vermessen? Diese Frage liegt schwer im Magen und ist erst recht nicht leicht zu verdauen, also stopfen viele von uns sich lieber mit Ablenkungen voll. Maßnahmen gegen die Isolation. Selbstoptimierung. Nichtstun. Kochrezepte. Pilates. Yoga in selbstgewählter Iso-Haft. Eine neue Sprache lernen. Quarantänepodcasts. Je stiller es draußen wird, desto lauter brummt es in den Festungen. Still wird es nur, als die Kanzlerin im blauen Hosenanzug mit gefalteten Händen durch die Wohnzimmer der Menschen spukt und an ihre Solidarität appelliert: „Es ist ernst. Nehmen Sie es auch ernst!"

Unsere Festung verlassen wir nicht mehr bei Tageslicht. Was einst die Schlafstadt war, ist nun eine Stadt in Schockstarre. Die Lieferboten empfangen wir im Treppenhaus, Pakete werden vor unsere Füße gelegt. Ein Handschlag ist ein Risiko, eine Umarmung purer Leichtsinn. Außerhalb der Festungen ist das Zweiergespann die einzige legale Gemeinschaft.

Bevor die Krise einen Namen hatte, dachte ich: 'Das Innenleben ist meine Sache. Wen soll das auch kümmern?' Doch etwas ist mit den Menschen geschehen. Die Außenwelt dringt in ihre Festungen ein, manchmal schieben sie diese auch wie ein Trojanisches Pferd durch die Türen. Die Innenwelt dagegen stülpen sie nach außen und präsentieren der Welt all die verdammt privaten Emotionen. Und auf einmal ist da das virtuelle Klopfen an meiner Tür. Mein Spinnennetz ist zur Konvention geworden.

Ich überquere die Straße. Es ist der erste Tag, an dem ich eine echte Maske trage. Der Stoff verschluckt die frische Luft, die mir fehlt. Seltsamerweise fühle ich mit Maske fast nackt, denn ich kann meine hektischen Bewegungen nicht mehr unter einem entschuldigenden Gesichtsausdruck kaschieren. Entfernungen haben ihr Maß verloren. Abstand eineinhalb Meter, doch die Menschen sind auf der Straße wie durch Welten voneinander getrennt, dagegen sind die Bildschirme in unseren Taschen der Leim, der uns außerhalb der Zweiergespanne zusammenhält und Distanzen schrumpfen lässt. Das Gefühl von Klebstoff kann niemand so recht leiden. Doch es ist alles besser, als ein unbeschriebenes Blatt zu sein, ohne jede Unterschrift, ohne jede Notiz.

Eine ältere Frau überquert die Straße, in den Händen eine volle Einkaufstasche. Ich zucke zusammen. Alles an dieser Situation ist falsch, auf den Kopf gestellt. So werfe ich ihr ein Wenn-es-kein-Virus-gäbe-und-ich-keine-mögliche-Gefahr-für-Sie-wäre-würde-ich-Ihnen-damit-helfen-Lächeln zu, bis mir einfällt, dass sie mein Lächeln unter der Maske nicht sehen kann. Doch auf einmal nickt sie mir zu. Es ist ein Alles-ist-anders-aber-es-wird-alles-gut-Nicken. Und ich bin mir sicher, dass sie genau verstanden hat, was ich ihr sagen wollte.

© Bella Bender 2020